

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 33

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

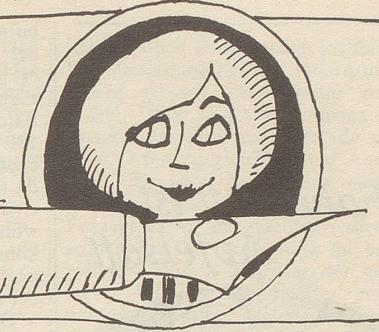
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Ferien in der Schweiz

Haben Sie es am Ende auch wieder einmal probiert, oder waren Sie wieder in Tansania?

Wie dem immer sein möge, bei uns hat sich nicht viel geändert. Das Brot ist an Sonn- und Feiertagen immer noch alt, – obschon es keine Zauberkünste braucht, es ein bisschen aufzubacken – wie es läblicherweise bereits einige Gaststätten unserer Stadt tun.

Also, das Zmorgen, das man ja im Alltag nie anders als gehetzt «geniessen» kann, und das für mich (und noch ein paar andere) eine der Herrlichkeiten der Ferien bedeutet, ist durch Sonn- und Feiertage nicht ungetrübt.

Dann die zweite Sache, auf die man sich freut: Im Bett lesen (sofern man nicht der jungen Generation angehört, die immer noch gern etwas vorhat, nach dem Nachtessen). Uns bleibt immer noch die Misere mit den Leselampen, die meist viel zu stark sind, um uns langsam in den Schlaf dämmern zu lassen, und außerdem, was natürlich noch ärger ist, jemanden, der unser Zimmer teilt, ebenfalls nicht schlafen lassen – auch wenn er ein Frühschläfer ist.

Ein Fünfzehner- oder Zwanzigerlämpli wäre da genau das Richtige, sofern sein Schein nur gerade auf unser Buch fällt. Und das sollte es ja.

Uebrigens wäre das doch auch eine segensreiche Sparmassnahme.

Und immer noch stelle ich fest, dass es Hotels gibt, wo nicht gewaschen werden darf – nicht einmal Strümpfe. Alle die schönen Kunstfasern, die uns das Leben so erleichtern, sind für Reisende offenbar vergeblich erfunden worden. (Natürlich hält sich kein Mensch an dieses Verbot. Und schon gar nicht, wenn er ein Badezimmer hat.)

Bei denselben Lavabos heisst es gelegentlich: «Keine Blumen einstellen!» Und außerdem da und dort: «Wasserhahnen nach Gebrauch sofort gut schliessen.»

Auch heisst es mancherorts, man solle die Frottietücher nicht zum Schuheputzen verwenden, und die Rasierklingen sollten an den beigehängten Papieren und nicht an den Toilettentüchlein abgetrocknet werden.

Sicher sind die Hoteliers nicht ganz ohne Grund zu diesen Aufschriften gekommen.

Aber in Wirklichkeit führen die meisten von uns zu Hause sich auch nicht ganz auf wie die Horden des Dschingis-Khan. Wir haben zum Teil auch irgendwo fliessendes Wasser, sogar warmes, in unseren Höhlen, und drehen in der Regel nicht sämtliche Hähne auf, bevor wir ein Stündchen oder zwei spazieren gehen. Im Lavabo waschen wir Blusen, Strümpfe etc. am laufenden Band, und siehe da, das Lavabo hat es bis jetzt überlebt. Ich habe mir nie recht vorstellen können, wie ein paar Nylonsachen es zugrunde richten sollten.

Die Hoteliers sollten keine Angst haben, vielmehr ein bisschen Vertrauen zu uns, denn bei der Mehrzahl von uns geht es im ganzen auch eher ordentlich zu – ich meine: verhältnismässig, gälezi?

Bethli

Profitieren Sie, meine Damen!

«Meine Damen, nur noch zehn Minuten, zeeehn Minuten noch können Sie von dieser einmaligen Gelegenheit profitieren. Achten Sie auf die Tische, bei denen ein grüner Spotlight aufflackert. Sie erhalten dort sämtliche Artikel zur Hälfte des angeschriebenen, bereits reduzierten Preises!»

Die sonore Männerstimme, die durch den Lautsprecher des Warenhauses tönt, wird eindringlicher. «Nur noch acht Minuten, meine Damen!»

Ich lege den Regenhut, den ich soeben probieren wollte, nieder und schaue mich nach dem grünen Spotlight um. Aha, da, zwischen den Kleiderständern ein langer Tisch, in wildem Durcheinander über und über bedeckt mit Pullis.

«Noch sechs Minuten, meine Damen. Lassen Sie sich diese Chance nicht entgehen!» Die Stimme klingt jetzt beschwörend. Kein Zweifel, der Mann wünscht aus tiefstem Herzen, dass jedermann an dem ausserordentlichen Glücksfall teilhaben kann. Sehr menschenfreudlich, finden Sie nicht auch?

Ich begebe mich schleunigst zu dem Tisch hinüber. Aufmerksam lasse ich meine Blicke über das bunte Gewirr von Pullis und T-Shirts schweifen, ziehe mit spitzen Fingern dieses und jenes Stück aus dem Haufen heraus, lege es wieder hin. Nichts, das mich reizen könnte. Schon will ich wieder zum Regenhut zurück, da sticht mir ein weißer Pulli in die Augen. Haltla,

das wär's! Klassisch und doch nicht brav, schönes Material. Ursprünglicher Preis Fr. 35.–, reduziert auf 17.–, die Hälfte davon macht Fr. 8.50. Wenn das kein Geschäft ist! Wie steht's mit der Grösse: Nr. 36, lese ich auf der Etikette. Ich brauche Nr. 40.

«Meine Damen, verpassen Sie diese einzigartige Gelegenheit nicht. Nur noch vier Minuten stehen Ihnen zur Verfügung. Zur Hälfte des angegebenen, bereite stark reduzierten Preises offerieren wir Ihnen die Artikel auf den Tischen mit dem grünen Spotlight!» Die Stimme wird immer flehender. Es ist klar, der Mann macht sich die grössten Sorgen für all die Frauen, die diese beispiellose Occasion ungenützt verstreichen lassen könnten.

«Haben Sie Nr. 40 von diesem Modell?»

Die Verkäuferin zuckt die Achseln. «Suchen Sie selbst!»

Keine Kleinigkeit, bei diesem Zeitdruck. Merklich nervöser reisse ich einen weissen Pulli um den andern aus dem Haufen. Das ist nicht der gleiche, das auch nicht, das auch nicht ... halt, das ist er! Auch Grösse 36! Weiter ... wo hat es noch weisse Pullis?

«Nur noch zwei Minuten dauert der Sonderverkauf zum halben Preis beim grünen Spotlight. Meine Damen, beeilen Sie sich!» Reine

Panik erschüttert jetzt die Stimme. Mein Gott, der arme Kerl, wie das ihn hernimmt.

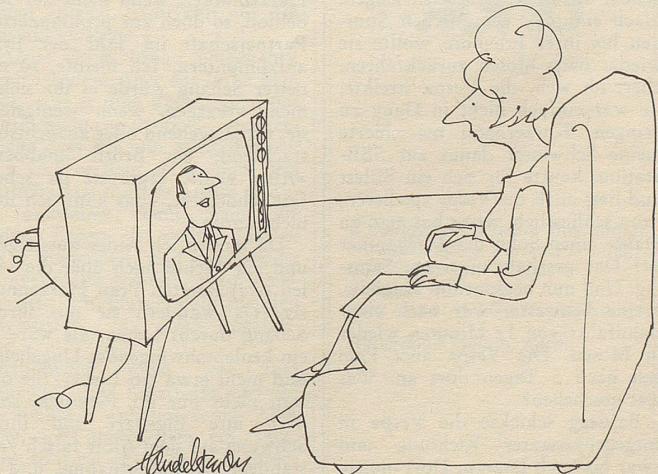
Ich zwänge mich durch wührende, nüelnde Kundinnen hindurch auf die andere Seite des Tisches. Da leuchtet noch etwas Weisses. Ein Griff, ein Blick, ich hab ihn. Nr. 40.

Die Verkäuferin hat alle Hände voll zu tun. Im Moment, wo ich ihr mit bebenden Fingern das Geld hinstrecke und sie mir den eingepackten Pulli aushändigt, meldet sich wieder der Lautsprecher. Der Mann scheint plötzlich auf wunderbare Weise von all seinen Ängsten befreit zu sein. Seine Stimme tönt ruhig, kühl, geschäftlich nüchtern:

«Meine Damen, soeben ging unser Stundenverkauf zu Ende. Der nächste Sonderverkauf zum halben Preis bei den Tischen mit grünem Spotlight beginnt in einer halben Stunde.» ... Claire

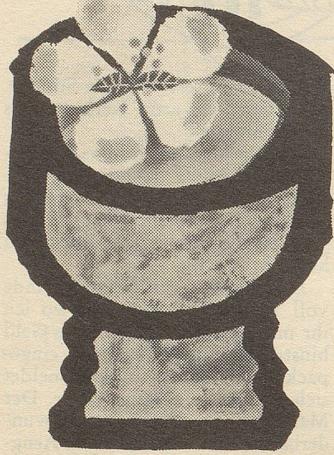
Da staunt der Laie

Sie alle kennen doch sicher das Seetal. Das liegt dort, wo der Baldegger- und der Hallwilersee beheimatet sind. Uebrigens, eine sehr hübsche Gegend. Mosen ist ein kleines Dorf in besagtem Tal. Es liegt ungefähr in der Mitte zwischen Luzern und Lenzburg, und dort in



«Und wenn Sie sich nun ein belegtes Brötchen richten oder ein Bad nehmen wollen oder so, dann tun Sie es jetzt; wir werden laut klingeln fünf Minuten bevor wir mit den Werbesendungen beginnen.»

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb
bsunders guet

Mosen wohnt meine Schwester. Eines schönen Tages wollte sie ihre Freundin in Baldegg besuchen und weil gerade kein Zug der Seetalbahn fällig war und sie der schöne Sommertag besonders mutig machte, bestieg sie kurzerhand die Vespa und sauste in Richtung Baldegg. Das ist eine Strecke von 8 km. Es war herrlich, und meine Schwester genoss die Fahrt in vollen Zügen. Nach ein paar gemütlichen Stunden bei ihrer Freundin wollte sie wieder nach Mosen zurückfahren, aber, oh weh, die Vespa streikte, sie war einfach nicht in Gang zu bringen. Kurzerhand marschierte meine Schwester damit zur SBB-Station, kaufte für sich ein Billett und liess auch die Vespa spiedieren, denn schliesslich, wozu hat man zu Hause einen Sohn der Mechaniker ist? Das geschah an einem Samstag. Und nun beginnt die Tragödie. Meine Schwester war nach einer Bahnfahrt von 12 Minuten wieder in Mosen. Die Vespa aber kam erst nach 5 Tagen dort an. Was war geschehen?

Baldegg schickte die Vespa in entgegengesetzter Richtung und zwar bis nach Luzern. Dort musste sie warten, bis wieder ein Güterzug zurückfuhr. Wahrscheinlich war es ein Schnellzug, denn die Vespa wurde in Mosen nicht ausgeladen. Die Fahrt ging bis Lenz-

burg, und dort muss es dem Vehikel sehr gut gefallen haben, denn es kam erst am Donnerstag zurück. Anstatt 8 km, die Strecke Baldegg-Mosen, wurde die Vespa 100 km weit herumkutschiert und benötigte dafür 5 Tage. Wirklich, da kann der Laie nur staunen, und er denkt sich unwillkürlich, ob da wohl Zusammenhänge bestehen könnten zwischen solchen Transporten und dem grossen Defizit der SBB.

Die Vorschläge von Fredy Sigg für die defizitäre SBB in Nr. 22 haben es uns ganz besonders angehtan. Herzlichen Dank, Fredy Sigg.

Pia

«Das darf ich ihm nicht antun»

Ich traf vorhin Frau Harzenmoser im Bus, und sie sah blass und erschöpft aus, ja sogar ein bisschen eingefallen um den Mund herum. «Wissen Sie», sagte sie kummervoll auf meine teilnehmende Frage, «mein Schang und ich wandern halt so gerne», und ich fragte besorgt weiter, ob sie sich da überanstrenge. «Nenei, sáb nöd», beschwichtigte sie, «aber er will eben nicht picknicken.» Dieser Schang, erfuhr ich dann, hegt nebst frischer Wanderlust auch kräftigen Hass gegen alle Picknicker im Herzen. Nach dem Morgenessen geht und geht er immer weiter fürbas, bis die frühe Nachmittagsstunde ihn wieder heimwärts zu den Fleischstöpfen der Gattin treibt. «Und ich möchte amix lieber unterwegs picknicken und zu Hause ein bisschen abliegen», seufzt Frau Harzenmoser unglücklich.

Nun muss man wissen, dass der zitierte Schang nicht etwa ein «Uhung» ist – wie die Emmentaler so schön sagen –; er ist im Gegenteil ein Lieber, wie Frau Harzenmoser hilflos beteuert, ja so ein Lieber, dass sie vor seinen Hässlein auf den Knien liegt, nach dem Wandern fast buchstäblich.

Ich versuchte vorsichtig, Frau Harzenmoser, wenn nicht zur Rebellion, so doch zur proklamierten Partnerschaft im Jahr der Frau aufzumuntern. Ich meinte, so ein netter Schang würde es ihr sicher nicht verargen, wenn wenigstens sie, fürbassgehend oder aussichtsbeachtend, ein Brötli knabbere. «Aber nein», sagte sie da schon fast schockiert, «das kann ich ihm nicht antun.»

Da musste ich leider aussteigen, und ich dachte nach über die vielen strapazierten Frau Harzenmoser. Da wandern sie mit ihrem Schang durchs Leben, als wäre er ein keulenschwingendes Ungeheuer und nicht etwa ein Lieber. Sie opfern nicht nur ihr Picknick, sondern ihre Eigenart und ihren Schwung auf dem Altar falsch verstandener Rücksichtnahme, und so ein Schang wundert sich nach Jahren immer mehr über die geistige Blässe seiner Angetrauten. Von mir aus dürfte er, der Herr Harzenmoser, ausser einem Lieben auch

noch ein Rücksichtsvoller sein; aber kann man ihm nach den Jahrtausenden des Mannes so einen kühnen Sprung in die Emanzipation zutrauen ohne gelegentliche zarte Nachhilfe? Theresli

Mutters Brautkleid

Bräute sind für sie das Herrlichste. In den Schaufenstern bewundert sie ihre gläserne Nylon-Schönheit, schneidet die kostbaren Roben aus Prospekten heraus, und auch ihre Puppen sind fast immer bräutlich geschmückt. Und nun hat sie beim Versorgen der Wintersachen das Brautkleid der Mutter auf dem Estrich entdeckt.

Sie bittelt tagelang. «Mami, hol mir doch bitte die Brautkleid vom Estrich herunter, es würde mir bestimmt passen, vorne natürlich noch nicht, aber es wäre dafür ganz lang, wie ein Tanzkleid, bitte.» Mutter sträubt sich ein wenig. Es liegt schon so viel herum und jetzt auch noch dieses Kleid? Warum hat sie es eigentlich immer noch aufbewahrt? Aus Sentimentalität, auch aus Sparsinn vielleicht: die St.-Gallerspitze würde sich noch einmal verwenden lassen. Nun gut, sollte die kleine Tochter ihren Willen haben.

«Mami, wie sehe ich aus?» Mutter schaut von ihrem Buch auf und betrachtet das seltsame Wesen, das sich da erwartungsvoll vor ihr aufpflanzt. Mütter lächeln in solchen Augenblicken nicht. Sie sehen weder den gestreiften Pulli über dem Décolleté, noch die Jeans, die durch die Spitzen

schimmern, sie finden weder das Chiffontuch, noch die Papierkrone vom letzten Königskuchen auf dem blonden Haar falsch plaziert. Mütter sehen nur die strahlenden Augen und hören die Ehrfurcht in der Stimme des Töchterchens, die Ehrfurcht für das Kleid, das mit dem wichtigsten Ereignis auf Erden zusammenhängt. Mütter legen sogar eine Schallplatte auf und stimmen in das Entzücken ein, dass das Kleid bei jeder Drehung schwingt, bis es ein Rad bildet. «Mami, siehst du, ich tanze ganz auf der Spur.» Mutter sieht das und auch, dass ein blonder Schopf im Türrahmen auftaucht und sich unter dem Schopf ein Mund zu einem breiten Grinsen öffnet. Zu Max gesellt sich bald einmal Moritz, und so geht das Grinsen in ein zweistimmiges Gelächter über. Die Kleine steht sofort still, streift mit gesenktem Kopf das Kleid ab, drückt es an sich, will es in Sicherheit bringen. Die Bubenhände greifen danach, sind stärker. Sie haben einen Heidenspass daran, das Kleid anzuprobieren, es geht nicht über ihre breitgewordenen Schultern, also benützen sie es als Geschoss, hüllen ihre Köpfe damit ein, sind wilde, übermütiige Gespenster, mit dröhrenden Stimmen und langen Beinen.

«Nicht, nicht, es ist doch Mamis Brautkleid, und ich will es einmal auch tragen, wenn ich Hochzeit habe.» Grölendes Lachen. «Hi, heute trägt doch niemand mehr solche Roben und überhaupt, dich will doch keiner, du weinst immer und hast dann einen viereckigen



«Was Sie mir da sagten, klingt für mich so, als würden Sie an diesem, jenem oder anderem leiden. Ich werde Sie deshalb wohl am besten einem Kollegen zuweisen, der spezialisiert ist auf eine nichtspezialisierte Praxis.»



«Und nun würde ich gerne noch eine sechste Meinung hören.»

Mund, und übrigens bist du auch zu dick.» Die Kleine steht starr. Lautlos rollen grosse Tränen über das runde Gesichtchen, fallen auf den gestreiften Pulli, die braunen Jeans, auf die Füsse, die eben noch «das Kleid» zum Schwingen brachten. Sie ist vieles gewohnt von den Brüdern und auch vom Vater. Sie ist vieles gewohnt, derbe Spässe und Neckereien. Sie glaubt nicht mehr alles. Nicht mehr, dass die traurigen Geschichten alle wahr sind. Sie nimmt die Schnüre von den Puppenhälzen. Die Buben haben damit Marionetten gespielt. Gegen diese neue, ungeheure Prophezeiung aber hat sie keine Kraft mehr zur Verteidigung. Das Weinen aus dem Kinderzimmer schneidet nachts ins Herz der Mutter. In all den langen Jahren, bevor der Nachzügler sich anmeldete, hat sie sich stolz als Babymutter gefühlt. Ihr Mann wünschte eine zackige Erziehung, harte Schule. «Es ist ein Mädchen.» Sie erinnert sich, wie sie sich bei diesem Ruf als Hebamme mit einem Ruck aufrichtete, um sich selber vom unerwarteten Glück zu überzeugen. Sie hatte sich gefreut, dass die weibliche Note in der Familie Verstärkung bekam. Sie freute sich auch über das feine Gemüt, die fraulichen Züge, die unbeeinflusst und ungesteuert spürbar wurden, diesen Hang zum Hüten und Umsorgen, das Erbarmen, die Mütterlichkeit, die Bereitschaft zum Verzeihen, alle diese Anlagen, die den seltsamen Zauber eines kleinen Mädchens ausmachen. Da war nun dieses warmherzige, aufnahmebereite Geschöpf, das sie so oft im

Austausch der Rollen an die Bedeutung der Fraulichkeit erinnerte und das keinen anderen Wunsch hatte, als Frau und Mutter zu werden.

Plötzlich hat sie das Bedürfnis, ihre kleine Tochter an sich zu drücken. Im Kinderzimmer ist es inzwischen still geworden. Die Mutter wagt nicht, die Deckenbeleuchtung einzuschalten. Im Scheine der Taschenlampe sieht sie ihr Mädelchen daliegen, das Brautkleid über die Decke gebreitet und im Arm den grossen Teddybären mit einer Stoffblume im Halsband. Also hat es doch noch einen Bräutigam gefunden.

Vor dem Einschlafen denkt die Mutter an die vielen Reden von Frauenbefreiung und Gleichberechtigung. Es wird sich nichts ändern. Heute und auch in ferner Zeit wird immer irgendwo ein kleines Mädchen über ein hartes Wort weinen: «Dich will keiner.»

Annemarie

Aktuell

Man hatte sich so gut daran gewöhnt und erachtete es als selbstverständlich, dass Hochkonjunktur herrschte und jede Arbeitskraft gebraucht wurde. Nun knistert es im Wirtschaftsgebäck. Das Geprassel der Arbeitslosigkeit lauert vor der Tür. Was die junge Generation nur vom Hörensagen kannte – und gar nicht hören wollte –, bedroht gerade sie: keine Arbeit – kein Geld.

Aber schon meldet sich eine weitverbreitete Zeitschrift mit echtem Trost, wenigstens für die Frau. In einem Artikel über die

Emanzipation lesen wir: «Der arbeitslose Mann nützt der Gesellschaft wenig und wird oft als Störenfried auftreten, während die arbeitslose Frau durch die Gründung und Betreuung einer Familie wertvolle Dienste leisten kann.»

So einfach werden Probleme gelöst. Sicher warten in unserem Lande Hunderttausende von unverheirateten Männern nur darauf, von zarter Hand in die Ehe geführt zu werden. Auch Frauen, die zwar noch eine Ehe schliessen, mit der Gründung einer Familie jedoch ihres fortgeschrittenen Alters wegen einige Mühe haben könnten, brauchen sich keine Sorgen zu machen. Als Tagesmutter ausgebildet können sie den Müttern kleiner Kinder zur alleinseligmachenden Selbstverwirklichung verhelfen und damit wertvolle Dienste leisten. Für einmal haben es die Frauen wirklich besser als die Männer, denn Arbeitslosigkeit ist für sie kein Problem.

Es könnte höchstens die Schwierigkeit auftauchen, dass amand doch einige Frauen vorig blieben: die überschüssigen. Aber wie ich unsere Männer kenne, wird sich keiner weigern, für zwei Frauen aufzukommen, wenn diese nur das Feld auf dem Arbeitsmarkt räumen.

Wir brauchen also nur die simultane Polygamie einzuführen (die sukzessive ist bereits legalisiert – auch in der AHV), um wieder getrost in die Zukunft blicken zu können. Gesellschaftsveränderungen sind an der Tagesordnung. Was zögern wir noch? Jacqueline

Die Teil-Aerzte

In grauer Vorzeit, als ich jung war, kuserte die Geschichte von Bartli, der zum Doktor ging, weil ihm der linke Fuss weh tat. Als der Arzt zum Vergleich den rechten Fuss ebenfalls besichtigen wollte, soll der Bartli gesagt haben: «Nenei, däm fählt nüt. Dä hani nid gwäsche.»

Heute ist es genau umgekehrt. Wenn ich dem Arzt das linke Bein zeige, will er ums Verwörgen das rechte nicht auch noch ansehen. (Nicht dass Sie nun etwa denken, mein rechtes Bein sei so dick und hässlich, dass ihn das grosse Grauen ankomme; nein, nein, die Gründe liegen viel tiefer.) Erstens hat er keine Zeit, und zweitens ist die eventuelle Krankheit am rechten Bein ein klarer Fall für den Spezialisten. Ja, diese Spezialisten!

Alljährlich muss ich zum Frauenarzt zur Kontrolle, obwohl mir nichts Frauliches fehlt. Aber wehe, ich überspringe ein Jahr. Dann tönt es: «Eine Frau in Ihrem Alter sollte unbedingt...» und ... «wenn etwas passiert, sind Sie ganz selber schuld», und was der beängstigenden Dinge mehr sind.

Wenn ich schon beim Arzt bin, möchte ich ihm meine kleinen Ge-

bresten doch auch gerade melden. Die Verdauung hapert, und an der linken grossen Zehe spinnt der Nagel. Nun leidet ein normaler Mensch natürlich nicht gerade an zwei Orten zu gleicher Zeit. Aber bitte, ich leide eben. Also wage ich, während mein «Gebiet für Frauenärzte» begutachtet wird, schüchtern die Verdauung zu erwähnen. Wissen Sie, was der gelehrt Schuler Hippokrates' mir darauf antwortet? «Ihre Verdauung ist mir noch lange gut genug.» Jetzt gesellt sich zu meinen sonstigen Gebresten noch die Atemnot vor lauter Empörung. Den spinnden Zehennagel verschweige ich; denn sonst bekäme ich ein Adressenblatt mit Fussspezialisten in die Hand gedrückt.

Zwar hat es noch hie und da Allgemeinpraktiker, wenn auch dünn gesät und neuerdings mit dem schönen Titel «FMH für allgemeine Krankheiten» geschmückt, damit sie nicht allzu sehr von ihren Spezialistenkollegen abfallen. Aber ihre Wartezimmer sind dermassen überfüllt (warum wohl, liebe Herren Spezialärzte?), dass man die Nebelspalter mindestens dreier Jähränge auswendig weiß, bis man dran kommt. So opfere ich denn eine Ferienwoche, um für meine Wehwehchen all die Spezialisten aufzusuchen, die, jeder mit Scheuklappen bewehrt, der speziellen Krankheit ganz genau auf den Grund gehen und sie zugegebenermassen bestens kurieren.

Weshalb ist wohl das Spezialistentum (auch) unter den Aerzten so grosse Mode? Am höheren Honorar liegt es auf keinen Fall. Denn wer Arzt wird, der tut dies aus Berufung und fragt dem schnöden Gelde keinen Deut nach – oder?

Ruth K.

Hicino

E mänge weiss leider das nonig:
s Tessin isch e wärmeri Wohnig,
Voll Sunne und Glanz.
Erhol Di dert ganz!
Statt immer nur Gomfi, mal Honig!

Hansrudolf Mauch, Aarau

ETT
6500 Bellinzona 1